

BRÜCKEN FÜR NACHHALTIGEN FRIEDEN BAUEN

Emilce Cuda

Leo XIV. ist zweifellos die Brücke. Er hat nicht nur den Frieden zur Herausforderung seines Pontifikats gemacht, sondern auch die Wahl seines Namens zeigt, dass dieser Frieden nicht nur ehrwürdig, sondern auch nachhaltig sein wird. Der neue Papst beweist dies, wenn er uns sagt, dass die Kirche immer besonders denen nahe sein will, die leiden.

Nachdem ich fast alle Vorträge dieses historischen Kongresses gehört habe und auch weil im globalen Süden „das Leben am seidenen Faden hängt“, wie uns unsere Bischöfe und Kardinäle bei der Vorstellung der gleichnamigen CELAM-Kampagne warnen (Pressesaal des Heiligen Stuhls, 9. Dezember 2024), schlage ich vor, dass auch wir Theologen diese Herausforderung annehmen, Brücken für einen nachhaltigen Frieden zu bauen, denn tatsächlich hängt das Leben in dieser sozialen und ökologischen Zivilisationskrise am seidenen Faden. Ich schlage vor, dass wir dies als missionarische Apostel einer synodalen Kirche tun, die sich nach außen öffnet; dass wir gemeinsam von den Peripherien ins Zentrum gehen, wie uns Franziskus gelehrt hat; und dass wir dies gemeinsam tun, indem wir die Kirche von unten betrachten, wie Juan Jose Tamayo behauptet. Das hat Franziskus in die Praxis umgesetzt, als er – wie Alejandro Ortiz sagte – statt die Bischöfe zu einem neuen Bischofskonzil einzuberufen, einen synodalen Prozess in der Kirche initiierte. Das ist die effektive Realität einer Kirche von unten; die umgekehrte Pyramide, von der Franziskus sprach und die er praktizierte. Dieser Prozess hängt von uns als Kirche ab. Schließlich schlage ich vor, dass wir dies tun, indem wir Brücken des wirksamen Friedens inmitten eines „Krieges in Stücken“ gegen die Schöpfung bauen, das heißt: gegen den Planeten, die Arten und die Menschen. Deshalb spricht die Enzyklika *Laudato Si* von einer sozio-ökologischen Krise.

Der Heilige Vater sagt in seiner ersten Begrüßung aus der Petersbasilika: „Der Friede sei mit euch allen!“ In seiner Begrüßung der Presse in der Aula Paolo VI sagt er, dass dies „der Friede des auferstandenen Christus ist, ein entwaffneter Friede und ein entwaffnender, demütiger und beharrlicher Friede“. Vor dem Hintergrund dieser Krise und der dringenden ökologischen und sozioökologischen Notlage spornen seine ersten Worte die einzelnen Kirchen noch mehr dazu an, interdisziplinäre Brücken zu bauen, um den Diskurs der Leugner zu entkräften und die sozialen und ökologischen Folgen eines Produktions- und Konsumsystems ohne ethische Regeln ernst zu nehmen. „Entweder wir halten zusammen oder wir gehen unter“, sagte Franziskus. Heute wie immer sind wir alle in Gottes Händen. Ich schlage vor, die feste Entscheidung zu treffen, unseren Papst Leo XIV. zu begleiten, der sagt: „Lasst uns ohne Angst weitermachen, vereint, Hand in Hand mit Gott und untereinander, lasst uns weitergehen. Wir sind Jünger Christi. Christus geht uns voraus. Die Welt braucht sein Licht. Die Menschheit braucht ihn als Brücke, um von Gott und seiner Liebe erreicht zu werden.“

In diesem Sinne müssen wir im Lichte des Zweiten Vatikanischen Konzils und in Anlehnung an *Aporecida* und die in *Fratelli Tutti* vorgeschlagene Dynamik überlegen, wie wir kirchliche Brücken bauen können: den sozialen Dialog als beste Politik (FT, Kap. V). Der Traum von Franziskus war es, Brücken des Dialogs zu bauen. Leo XIV. verkörpert diese Brücke. Geboren in Nordamerika, hat er sich für Lateinamerika entschieden. In seinen ersten Worten am Tag seiner Wahl sagt er uns, dass der Friede mit uns sei; er lädt uns ein, Brücken des Dialogs zu bauen und treu zu Jesus Christus Gerechtigkeit zu suchen.

Der Traum von Franziskus hat sich heute erfüllt, denn jetzt wissen wir, dass dies auch der Traum von León ist, weil er ihn sich zu eigen macht, in würdiger Kontinuität mit Franziskus, angepasst an die neuen Herausforderungen dieses zweiten Viertels des 21. Jahrhunderts. Er bestätigt uns dies, wenn er in seiner ersten Ansprache an das Kardinalskollegium dazu aufruft, „dass wir heute

gemeinsam unsere uneingeschränkte Verbundenheit mit diesem Weg erneuern, mit dem Weg, den die Weltkirche seit Jahrzehnten in den Fußstapfen des Zweiten Vatikanischen Konzils beschreitet"; denn – wie er weiter sagt – „Papst Franziskus hat dessen Inhalt [des Konzils] in der Apostolischen Exhortation Evangelii gaudium meisterhaft in Erinnerung gerufen und aktualisiert" und dabei sein Bestreben betont, „zur Vorrangstellung Christi in der Verkündigung zurückzukehren (EG 11)". Gerade der Primat Christi in der Verkündigung und der evangelischen Praxis bewegte Theologen, Theologiestudenten, Seelsorger, Pädagogen und Arbeiter Mitte des 20. Jahrhunderts zu einer neuen Art der Theologie. Es ging darum, die Verarmten ausgehend von Jesus Christus zu betrachten, um sie von der Verdammnis der strukturellen Sünde zu befreien – wie Juan José Tamayo erwähnt –, die sich in sozialer Ungerechtigkeit, Kolonialismus und Patriarchat manifestiert. So entstand nicht eine neue Theologie, sondern eine neue Art, Theologie ausgehend von der Realität in christologischer und trinitarischer Hinsicht zu betreiben, als neue Art, moralische Theologie und theologische Ethik zu denken. Diese theologische Neuerung Lateinamerikas, die einen wichtigen Beitrag für die übrigen Kontinente darstellte, geht von Jesus Christus aus, um die Welt im „Fleisch", d. h. in Körper und Seele, zu heilen, was wir Mystik nennen. Damit wird deutlich, dass die in Aparecida formulierte apostolische Mission des Evangeliums Jesus Christus verkündet, um für die Welt zu sorgen und so den Frieden zu gewährleisten.

Schließlich ist die bevorzugte Option „mit" den Armen und „für" die Armen, wie Franziskus hinzufügt, nichts anderes als eine christologische Form der kirchlichen Praxis, „damit alle das Leben haben und es in Fülle haben" (Joh 10,10). In diesem Zusammenhang hat uns Alejandro daran erinnert, dass Franziskus selbst nicht nur als Armer lebte, sondern auch die Armen konsultierte und den *sensus fidei* ernst nahm, wie ich weiß. Außerdem rief er sie in Querida Amazonia dazu auf, „sich zu empören". Die Fähigkeit, sich zu empören, setzt Barmherzigkeit voraus, die durch die Gnade der Liebe ermöglicht, aber durch den Feind – im jesuitischen Sinne großgeschrieben – durch Hassreden gehemmt wird, die die Bildung eines christlichen Gewissens verhindern, das mit den Leidenden mitfühlt und Mitleid hat, bis hin zur Empörung.

Wie es in der Präambel der neuen Verfassung der Römischen Kurie *Praedicate Evangelio* heißt, in der nicht metaphysisch über den Inhalt der Predigt gesprochen wird, sondern über die ethische Art und Weise des Predigens, sagt sie, dass „man evangelisiert, indem man das leidende Fleisch Jesu Christi im Volk berührt" (PE 1).

Leo XIV., ein neuer amerikanischer Papst – im kontinentalen Sinne –, sagt zum Kardinalskollegium, in Bekräftigung von *Evangelii Gaudium*, dass er „die missionarische Bekehrung der gesamten christlichen Gemeinschaft (EG 9)" und „das Wachstum in Kollegialität und Synodalität (EG 33)", womit er den synodalen Weg wieder aufnimmt, den wir 2021 in der Kirchenversammlung Lateinamerikas und der Karibik begonnen haben, und dies als legitimer „missionarischer Jünger" von Aparecida.

Wir müssen nicht aufgerichtet werden, um zu gehen, wir gehen einfach ohne Angst durch die Geschichte, wie Apostel, vorwärts, nicht „indietro", ohne Angst, uns den Herausforderungen des 21. Jahrhunderts zu stellen, die da sind: die Krise der Repräsentativität, die Klimakrise und das Phänomen der Migration als ihre direkte Folge und die neue digitale Technologie – wie Cristina Monge betont hat. Wir zweifeln nicht, denn wir wissen, dass wir untergehen, wenn wir zweifeln. Wir stellen uns eine Zukunft vor, weil wir nicht an die Erzählung glauben, dass die Rückkehr zur Vergangenheit die einzige Möglichkeit ist – wie Cristina ebenfalls betont hat.

Leo XIV. Schon sein Name ist ein Zeichen der Hoffnung für die Teilkirchen an den existenziellen Peripherien, die nach sozialer Gerechtigkeit und einem würdigen Leben dürsten. Sein Vorgänger Leo XIII. systematisierte angesichts der Bedrohungen des ausgehenden 19. Jahrhunderts das christliche Sozialdenken und machte daraus eine Lehre. Wir wissen auch, dass diese katholische

Soziallehre heute, im 21. Jahrhundert, für die einen Wahnsinn und für die anderen Blasphemie ist. Aber für uns, die wir an den Peripherien leben, ist sie weder das eine noch das andere, sondern nur ein wertvolles Instrument, das uns seit mehr als einem Jahrhundert hilft, gemeinsam zu erkennen, was wir tun müssen, um ein gutes und reichhaltiges Leben zu führen, getreu dem Evangelium und in der Gewissheit, dass Jesus Christus mit uns geht, weil wir ihn sehen. Jeder von uns begegnet täglich dem Herrn in jedem Armen, in jedem Gefangenen, in jedem Kranken, in jedem Unterernährten, in jedem Vertriebenen, in jedem Opfer von Menschenhandel.

Die Soziallehre der Kirche ist nach wie vor ein Instrument der Hoffnung, das uns hilft, zuzuhören, zu erkennen und mit der heutigen Welt in Dialog zu treten. Wir alle sind missionarische Jünger und Theologen, denn wir alle sind „Priester, Propheten und Könige“, wie es das Zweite Vatikanische Konzil sagt, wozu sich Leo selbst verpflichtet, indem er dies vor dem Kardinalskollegium anerkennt und mit einem Zitat von Franziskus sagt, dass er „die Aufmerksamkeit auf den *sensus fidei*“ (EG 119-120) lenken werde.

Es ist Leons Aufgabe, die „menschliche Würde“ zu garantieren, denn sie ist in Gefahr. Keine leichte Aufgabe, aber er ist nicht allein. Leo XIII. veröffentlicht die erste der Sozialenzykliken, *Rerum Navarum*, angesichts der „katastrophalen und dringenden Lage“, in der sich die Arbeiter zu Beginn der industriellen Revolution befanden. Das war vor mehr als einem Jahrhundert. In der Zwischenzeit hat die Menschheit solidarische und subsidiäre Strukturen institutionalisiert, um die Menschenwürde der Arbeiter und ihren universellen Zugang zu den geschaffenen und entwickelten Gütern zu gewährleisten. Unsere Bedürfnisse wurden nach und nach zu Rechten, und wir hatten ein mehr oder weniger würdiges Leben. Das war möglich, wie Leo XIV. sagt, durch „die Gnade des *sensus fidei*“, „vor allem in seinen eigentümlichsten und inklusivsten Formen, wie der Volksfrömmigkeit (EG 123)“, denn es war das soziale Urteilsvermögen der Gemeinschaft, das diese Rechte durchgesetzt hat.

Aufgrund einer seltsamen Mischung aus Gier und Technologie verwandelt sich diese industrielle Revolution im 21. Jahrhundert jedoch in eine produktive und finanzielle Welt, die keine Arbeiter mehr braucht und sie ausgrenzt. Deshalb haben wir keinen Frieden, und wie Leo XIV. den Kardinälen gesagt hat, müssen wir erneut gemeinsam Wege zur Gerechtigkeit schaffen, um „die liebevolle Sorge für die Schwachen und Ausgegrenzten (EG 53)“ zu gewährleisten – zu denen wir heute, inmitten einer ökologischen Krise, alle gehören; Und das ist, wie du in diesem Moment unter Berufung auf das Zweite Vatikanische Konzil richtig sagst, nur durch „einen mutigen und vertrauensvollen Dialog mit der heutigen Welt in ihren verschiedenen Komponenten und Realitäten (GS 1-2)“ möglich.

Die Lage ist dieselbe oder sogar noch schlimmer als Ende des 19. Jahrhunderts, denn damals gab es Hoffnung auf die Erlangung bürgerlicher und sozialer Rechte für die Arbeiter, zu denen wir alle gehören, da wir nur durch kreative Arbeit unser menschliches Wesen nach dem Bild und Gleichnis Gottes, des Vaters und Schöpfers, verwirklichen können. Durch unsere Arbeit ahmen wir die göttliche Schöpfungskraft nach und gestalten seine Schöpfung neu. Es ist die kreative Arbeit, die uns den Engeln überlegen macht. Aber jetzt können wir nicht mehr arbeiten. Man sagt uns, dass das Ende der menschlichen Arbeit gekommen sei, und wir werden zu Ausgestoßenen, Migranten, Opfern von Menschenhandel und sogar ohne Urteil und Grund in dem neuen, quasi mittelalterlichen System der Inhaftierung, das private Gefängnisse darstellen, eingesperrt. Früher waren wir politisch enthusiastisch und sozial organisiert; jetzt sind wir arbeitslos, unorganisiert, destabilisiert und deshalb kulturell hoffnungslos. Früher waren wir in unserer Verschiedenheit vereint, sowohl in der Kirche als auch im Rechtsstaat, denn das ist Katholizität und soziale Freundschaft. Jetzt sind wir auf säkularer Ebene gespalten, isoliert, verängstigt und werden durch die neuen Technologien von den Medien manipuliert. Früher führten wir liebevolle Gespräche, heute hasserfüllte. Als Kirche sind

wir jedoch mit der theologischen Tugend der Hoffnung ausgestattet, die, wie Franziskus sagte und León bekräftigt, nicht enttäuscht.

Zur Zeit seines gleichnamigen Vorgängers sprach die Politik zumindest von Bürger- und Sozialrechten und propagierte soziale Gerechtigkeit als ihr Ziel, auch wenn sie dies nicht immer verfolgte oder erreichte. Jetzt nicht mehr. Politiker sprechen nicht mehr von Rechten und sagen, soziale Gerechtigkeit sei Neid der Armen gegenüber den Reichen. Da wir jedoch auch Christen sind, wecken unser Glaube an Jesus Christus und unser Vertrauen in die Menschheit in uns die Hoffnung als theologische Tugend, die uns trotz aller Hoffnungslosigkeit hoffen lässt. Deshalb wissen wir Christen, auch wenn diejenigen, die mit uns gewartet haben, des Wartens müde werden, dank der übernatürlichen Waffe der Hoffnung – wie Franziskus es gegenüber den Volksbewegungen zum Ausdruck brachte –, wie wir „Leidenschaft in gemeinschaftliches Handeln umwandeln“ können. Deshalb warten wir weiter, denn in uns ist die Hoffnung durch die Gnade Gottes eine dynamische Tugend, die uns aus der Isolation herausholt und uns dazu bewegt, uns gemeinschaftlich zu organisieren, um ein gutes Leben in Fülle zu erreichen. Die Hoffnung enttäuscht nicht.

Der Frieden, den man in Europa so sehr anstrebt, wird auch in Amerika und Afrika ersehnt, wo er sich in seiner schlimmsten Ausprägung als Krieg in Stücken darstellt, weil er ohne Grenzen und ohne erklärten Feind stattfindet.

Dennoch „sind wir auf der Erde“ – eine Kategorie von Rodolfo Kuch. Wir sind viele, die an Jesus Christus glauben, ihn verkünden und mit ihm zusammenarbeiten; wir vertrauen auf die Menschheit und streben nach sozialer Gerechtigkeit; und bewegt von der theologischen Tugend der Hoffnung schließen wir uns zusammen, um uns zu retten, um dieses gute Leben in Fülle für alle zu verwirklichen. Wir sind Hunderte von Millionen. Die Korrupten sind wenige, sagte Cristina Monge. In den Peripherien tragen wir das Kreuz auf unseren Schultern, tätowiert auf unseren Körpern und aufgehängt in unseren öffentlichen Räumen. Wir tragen in unserem „gefährlichen Gedächtnis“ – wie Metz sagen würde – unsere Märtyrer; und in unseren sozialen Dialogen tragen wir unsere konziliaren Wurzeln.

Doch obwohl es viel Unglück gibt, wissen wir, dass die Gnade noch größer ist. Die Ausgestoßenen weinen und singen gleichzeitig auf erstaunliche und unerschütterliche Weise, sie lernen unter den schlimmsten Bedingungen und feiern trotzdem. Das ist der Humor, der in der Verzweiflung Halt gibt, wie Alejandro betont hat und wie es auch aus dem Publikum zu hören war. Das erklärt, warum Francisco jeden Tag das Gebet an den Heiligen Thomas Morus betete, um seinen Humor nicht zu verlieren, denn Freude hält in einem elenden Leben aufrecht. Und Ironie, wie Alejandro Ortiz betonte, muss, wenn sie von den Ausgestoßenen kommt, in einem sozialen Kontext gelesen werden: Ironie ist das einzige Zeichen von Überlegenheit, das sie sich leisten können, zur Schau zu stellen. Dieser Humor ist unverständlich, außer durch die Tugend der Hoffnung, die die treibende Kraft der Kirche als mystischer Körper und der Politik ist. Das versteht man nur, wenn man die Freude des Evangeliums spürt, deshalb gibt es so viel Freude unter den Ausgestoßenen, trotz so vieler Kriege, die sie zerreißen.

Wir Ausgestoßenen sind im Gebet vereint, ständig. Dieses gesegnete Land ist so groß, dass, wenn die einen aufhören, andere beginnen. Wir beten, wenn wir beten, aber wir beten auch auf andere Weise. Wir beten, wenn wir das Evangelium lesen und lehren. Wir beten, wenn wir singen. Wir beten, wenn wir arbeiten und studieren. Wir beten, wenn wir die Soziallehre der Kirche in die Praxis umsetzen. Wir beten, wenn wir uns organisieren, um bis zum nächsten Tag zu überleben. Wir beten, wenn wir die Schöpfung bewahren. Wir beten, wenn wir unter den schlimmsten Bedingungen stundenlang zu unseren Arbeitsplätzen fahren. Wir beten, wenn wir gefangen und krank sind. Wir beten, wenn wir Strukturen schaffen, die bürgerliche und soziale Rechte garantieren. Wir beten,

wenn wir Wissenschaft und Technik entwickeln, um das Leben zu schützen. Wir sind vereint, weil wir beten, und wir beten aus dem Glauben an unseren Herrn Jesus Christus, der uns dazu bringt, unsere Brüder und Schwestern zu lieben und ihnen zu vertrauen und uns mit der Hoffnung zu bewegen, Brücken für den Frieden zu bauen.

An den existenziellen Peripherien sind wir als organisierte und betende Kirche präsent, die ihre Hilfe, ihre Hände, ihre Universitäten, ihre Gewerkschaften, ihre Volksbewegungen, ihre organisierten Gemeinschaften, ihre Unternehmen und ihre Banken anbietet und Brücken baut, damit die Friedensagenda mit festem Schritt, ohne Eile, aber ohne Pause voranschreiten kann. Wir sind gemeinschaftlich in kirchlichen Netzwerken organisiert, die in der CELAM eingebunden sind. Jesus ist unter uns. Wir glauben daran und vertrauen auf ihn, deshalb hoffen wir und gehen nicht zurück. Die ersten Worte von Leo XIV. waren: Frieden, Jesus Christus, Brücken, Dialog. Wir hören sie und nehmen sie ernst. Wir schweigen, weil wir nicht schreien und nicht zweifeln, aber wir sind aufmerksam. Wir zweifeln nicht. Wir sind still, aber gemeinschaftlich mobilisiert, als Kirche Christi, als gläubiges Volk Gottes. Wir bleiben unbemerkt, aber wir sind da. Wir tragen keine luxuriösen Kleider und suchen nicht die ersten Plätze, aber wir lieben Gott über alles, wir heiligen die Feiertage, wir respektieren unsere Eltern und unsere Vorfahren, die Märtyrer des Glaubens. Abgesehen davon fallen wir allen Versuchungen zum Opfer, weil wir Menschen sind, aber wir vertrauen auf die Befreiung von der Sünde, die uns zu Fall bringt. Wir sind bereit, Brücken zu bauen. Hier sind wir.

Wir müssen weiter missionieren, damit wir lernen, es besser zu machen, denn man muss fühlen und wissen, was der Ausgestoßene fühlt und weiß, um zu wissen, was zu tun ist. Erst dann können wir über sie sprechen, denn Wissen ist das Ergebnis von Praxis, nicht von Vermutungen. Wir sollten die Ausgestoßenen nicht idealisieren oder ideologisieren, wenn wir wirklich Brücken für einen nachhaltigen Frieden bauen wollen. Wissen bedeutet, zu schmecken, nicht zu vermuten. Wissen bedeutet, die Menschenwürde in allen, allen, allen zu respektieren. Wir sind die Summe unseres Wissens, und dieses ist die Summe unserer Praktiken des gemeinschaftlichen Engagements. Wenn wir so zuhören, wie sie zuhören, wenn wir so spontan lächeln, wie sie lächeln, wenn wir so innig beten, wie sie beten, wenn wir mit dem Elend der Peripherien leben, dann weiß ich nicht, ob wir sicher wissen werden, warum soziale Gerechtigkeit eine Garantie für Frieden ist und warum die Hoffnung nicht enttäuscht.

Nachhaltiger Frieden ist das Ergebnis einer liebevollen Praxis, die Einheit schafft. Lasst uns nicht „indietrismo“ betreiben, wie Franziskus sagte. Lasst uns nicht in die Vergangenheit zurückkehren wollen und uns auch nicht auf die bloße Fortsetzung der Geschichte reduzieren lassen. Lasst uns offen sein für Neues, das in der Geschichte unserer Kirchen verwurzelt ist.